

## Einleitung

Oliver Seifert hat maßgeblich dazu beigetragen, die Umstände der Ermordung von 360 Menschen aus der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol zwischen 1940 und 1942 aufzuklären. Ebenso zentral ist seine Rolle bei der Aufarbeitung der Lebensverhältnisse von Haller PatientInnen zwischen 1942 und 1945 in einem großen Forschungsprojekt. In seinem Beitrag „Das Schicksal der PatientInnen der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945“ erklärt *Oliver Seifert* die Ursachen der erhöhten Sterblichkeit IN der Anstalt, er analysiert aber auch die Geschichte des dazugehörigen Friedhofes. Wir erfahren, wie es zu Unterernährung, Kälte, Platzmangel und medizinischer sowie pflegerischer Unterversorgung kam, die oft tödlich wirkten.

Die öffentliche Erinnerung an ermordete Menschen mit Behinderung und psychischen Krankheiten setzte in Tirol, wie in ganz Österreich, erst spät ein, außer dem lange Zeit üblichen Verdrängen und Leugnen der Verbrechen im Nationalsozialismus sind dafür aber auch andere Gründe maßgeblich: die Scham, die Schande, die Ignoranz und eine abwertende Einstellung gegenüber Menschen, die als Idioten und Krüppel gesehen wurden. Viele Familien wollten über Angehörige schweigen, die an psychischen Erkrankungen litten, andere hatten die Kranken selbst erniedrigend behandelt, waren froh gewesen, sie abschieben zu können. In Romanen, Erzählungen und in Texten von Theaterstücken ist nachzulesen, wie noch in den 1970er- und 1980er-Jahren Menschen mit Behinderung und psychischen Problemen ausgegrenzt, ausgebeutet, verspottet und gedemütigt wurden. Die Begründung für die Morde – der erlösende Gnadentod für ein nicht mehr lebenswertes Leben – war zynisch und menschenverachtend, das Beschweigen der Tötungen und die Weigerung, die Namen der Opfer zu nennen und sich ihrer öffentlich zu erinnern, feige und würdelos. Andrea Sommerauer hat gemeinsam mit Franz Wassermann in einem Kunstprojekt – „Temporäres Denkmal“ – entscheidende Impulse dafür gesetzt, dass seit 2005 eine Reihe von Gemeinden, auch außerhalb von Tirol, Zeichen im öffentlichen Raum gesetzt haben, die der im Rahmen der NS-Euthanasie qualvoll getöteten Menschen gedenken. In ihrem Beitrag mit dem Titel „... dass aber auch Datum und Ort ihres Todes erlogen waren, kam erst Jahrzehnte später ans Licht.“ Über den Umgang mit den Verbrechen der NS-Euthanasie in Tirol seit 1945“ setzt sich *Andrea Sommerauer* sowohl mit der Tiroler Gedenkkultur als auch mit der Aufarbeitung innerhalb von Familien auseinander. Sie traf Menschen, die sich auf die Suche nach den Spuren ermordeter Angehöriger begeben haben. Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie den Opfern ihre Würde zurückgeben wollen und ihnen gegenüber Zugehörigkeit ausdrücken: durch die Aufnahme in die Familiengeschichte und ins kollektive Gedächtnis, damit die Ermordeten wieder einen Platz in der Gemeinschaft erhalten, aus der sie ausgeschlossen wurden.

Katastrophale Lebensbedingungen für PatientInnen, wissenschaftlich zweifelhafte Behandlungsmethoden und eine brutalisierte Pflege charakterisierten die Psychiatrie vielfach auch vor der Zeit des Nationalsozialismus und Jahrzehnte danach. Von neuen Zugängen und Sichtweisen berichten *Waltraud Kannonier-Finster* und *Meinrad Ziegler*. Sie thematisieren am Beispiel des Patienten Johann Katzensteiner das Gefühl drückender Einsamkeit und verschiedene Formen der Nicht-Zugehörigkeit, sowohl in der Psychiatrie als auch in einer nicht-medizinischen psychosozialen Betreuungseinrichtung. In letzterer ist es Katzensteiner aber immerhin möglich, die Welt, in der er entfremdet von sich und der Umwelt der Mitmenschen lebt, eigensinnig zu bearbeiten, nicht zuletzt auch als Künstler und Maler, der schließlich öffentliche Anerkennung findet. Er entwirft einen eigenen Gegenraum, um sich Beziehungen durch Begegnungen in einer Phantasiewelt zu schaffen. Doch es ist mehr nötig, um elementare Grundbedürfnisse zu stillen und Menschen in ihrem Schmerz nicht alleine zu lassen. Oft ist dies mit einer scheinbar einfachen Handlung möglich: Die AutorInnen beschreiben das Vorgehen eines Pflegers in einer Situation, in der ein Mensch „irre“ ist, außer sich, in einem Zustand innerer Gewalt. Statt mit äußerer Gewalt zu antworten, nimmt der Pfleger ihn einfach in die Arme. Er wählt eine Form der Begegnung, die, so Kannonier-Finster und Ziegler, „auf der Anerkennung des Anspruchs auf Einzigartigkeit des Anderen in seinem Mensch-Sein – und nicht in seinem Patient-Sein – gründet. (...) Die vom Pfleger gewählte Form der Begegnung verweist auf eine Zukunft. In dieser wird ein Dialog zwischen beiden möglich sein. Und dieses Zeichen ist ein Angebot dafür, dass der Patient einen Ausweg aus der aktuellen Störung finden kann. Zugleich lässt es sich als Voraussetzung dafür verstehen, dass der gequälte Mann in einer späteren, weniger gewaltsamen Situation Achtung und Würde für sich selbst empfinden kann.“